

Zu Tisch mit -minu: Alain Claude Sulzer

# «Wer will Romane über glückliche Ehen lesen?»

Schwierig. Verdammst schwierig. Ich liebe Alain Claude Sulzer. Das heisst: Ich verschlinge ihn. GENAUER: SEINE BÜCHER. Mit Hochgenuss. Immer wieder. Das war nicht immer so. Am Anfang war mir seine Schreibe zu eintönig. Zu öde.

Nur «Der perfekte Kellner» – den fand ich eine Sensation. ALSO LAS ICH DURCH DEN KELLNER INSPIRIERT SULZERS BÜCHER NOCH EINMAL. UND NOCH EINMAL.

Allmählich hat mich seine Schreibe fasziniert. Das langsame Tempo. Das Ungesagte. Kaum Angedeutete.

SCHLIESSLICH HABEN MICH SEINE ROMANE NICHT MEHR LOSGELASSEN. Bis heute. Gut. Manchmal warte ich auf eine Pointe. Auf die klare Aussage.

SIE KOMMT NIE. Das ist das Faszinierende an ihm. Seine Art, mit ellenlangem Abstand an ein Thema heranzugehen. Nichts ist übertrieben. Oder schrill. Bewahre! Die Gefahr in Kitsch abzufallen wird weit umschifft. Die Beobachtungen sind abgekühlt. Nüchtern. Und dennoch gelingt es Sulzer, von A bis Z die Spannung zu halten.

Mit Gefühlen geht er sparsam um. KEIN HIMMELHOCHJAUCHZEND. KEIN ZU TODE BETRÜBT. ER MUSS IN EINEM KORSETT GEBOREN SEIN. Alles scheint wie umgekehrt durch ein altes Fernglas betrachtet – mit allergrösster Distanz. UND DOCH SEHR NAH...

UNSENTIMENTAL – so ist wohl das Wort. Manches, ja vieles scheint er auch zu verdrängen – IST KEIN THEMA. Die Liebe zu Martin, seinem Lebenspartner (seit über 40 Jahren!) – KEIN THEMA.

Der Freitod seines älteren Bruders, der früh von zu Hause weggezogen, muss ihn sicherlich aufgewühlt haben. Er wollte über ihn schreiben. Sulzer hat es bleiben lassen. Denn: «... im Leben meines Bruders war ich meistens abwesend. Was also weiss ich wirklich davon? Über den Freitod eines Familienmitglieds nachzudenken, ist nicht möglich, ohne in die Falle der Vermutungen, Unterstellungen und Schuldzuweisungen zu tappen...»

ALSO AUCH HIER: KEIN THEMA. Die seltsame Ehe der Eltern – der Vater mit vermuteten Affären, schweren psychischen Problemen und einem Haus, das es zwar in eine Architekturzeitschrift schaffte, aber der Familie nie Behaglichkeit schenken konnte.

Die Mutter – einst Krankenschwester in der Klinik von Münchenbuchsee, wo sie Sulzers Vater als Patienten kennenlernte – die Mutter also: eifersüchtig. UND stets in der Rolle des leidenden Opfers. Sie lebte als «Welsche» in dem verhassten Haus. Und sie glitt in die Einsamkeit ab, weil sie sich (wie so viele Romands) weigerte, die Sprache der Barbaren zu sprechen.

All dies streift Sulzer in seinen Kindheits Erinnerungen – er schaut sich die Dinge an, als wäre er seine eigene Nachbarin am Fenster gegenüber. Und erzählt, was sich da in diesem seltsamen Haus abspielt. OHNE GROSSE EMOTION. NIE GESCHWÄTZIG.

Man bekommt von Sulzer kaum klare Aussagen. Aber in seinen vagen Bildern liegt der Reiz, die Faszination, der man als Leser total erliegt.

Entsprechend sagt er, ja entschuldigt er sich im Buch seiner Kindheits Erinnerungen aus den 60er-Jahren («Die Jugend ist ein fremdes Land»): «Vieles Unwichtige und vielleicht auch Wichtige ist mir entfallen.»

Warum? «Warum nicht?» Ich schicke ihm ein Mail. Und lade ihn an den Tisch. Er wünscht sich «all diese Farben und Aromen, mit denen Tanja Grandits so souverän spielt...»

Also das «Stucki». Und wenn das Wetter mitspielt: «im Garten!» Bis es so weit ist, verschicken wir Dutzende von Mails. Nach meinem Interview mit dem Musiker Fritz Hauser schreibt er: «Als wir jung waren,

wohnten wir im gleichen Haus... Fritz ist ein fantastischer Musiker – aber ein Schlagzeuger im Keller und ein Autor im Parterre sind auf Dauer nicht kompatibel...»

Er mailt mir das Interview, das er mit seinem Freund Oliver Schnyder für die NZZ geführt hat. Das Interview, das die Liebesbeziehung des Schweizer Pianisten zu den Tasten und den dazugehörigen Instrumenten skizziert, ist brillant. Später erfahre ich, dass Sulzer «an so einem Text manchmal zwei bis drei Wochen» tüftelt.

Überhaupt das Schreiben: Er feilt... wiegt ab... ändert Worte... stellt um... ES IST WIE BEIM BALLETT: «... hinter dem, was für das Publikum so leicht daherkommt, steckt unendlich viel Arbeit.»

Später frage ich ihn: «Apropos Ballett – wollte dich Orly wirklich durchführen? Du warst doch Ballett-Schüler im Stadttheater. Und deine Mutter hat dich auf die Anspielung einer Garderobiere hin rausgenommen.»

«Ich habe Orly nie zu sehen bekommen, im Übrigen war ich ein Kind; damals hielt man Schwule offenbar grundsätzlich für pädophil...»

Einmal mailt er – «jetzt muss ich gehen...», bevor die Kalbsbäckchen im Ofen verschmoren!»

Er kocht also auch – und er kocht gerne: «Kochen ist handfest und berechenbar, sofern man es einigermaßen beherrscht... auf ein positives oder negatives Echo muss man nicht lange warten. Anders als beim Schreiben...»

«Du stehst also gerne am Herd?» Wieder das Zögern. «Nun ja – eigentlich schon. Ich kann mich dabei entspannen...»

Was er gar nicht mag: «... all diese Hobbyköche und Hausmänner oder -frauen, die sich bei jedem Gang entschuldigen und endlos darüber jammern, dass und warum es nicht perfekt ist: Vor allem... das ist zu lange gegart, jenes zu trocken...» Ich koche auch nicht immer perfekt – aber wer zu Hause isst, erwartet schliesslich kein Restaurantessen, das bekanntlich auch nur selten besser als zu Hause ist...»

Und dann kommt wieder ein Mail: «Mein Wetter-App sagt auf morgen: wolkenlos. Ich freue mich auf unser Treffen im Garten...»

Er trägt ein blaues Hemd – passend zu seinen wasserblauen Augen. Sein Mund ist schmal – aber er lächelt. Und die Ausstrahlung ist wärmer, als seine Schreibe vermuten lässt. Manchmal spricht auch ein Funken Humor.

Wein? Er winkt ab: «Nur ein Glas... ich bin mit dem Auto hier.» (Am Ende werden es doch zwei).

Gregory – der perfekte Kellner – schlägt einen Tropfen aus der Wachau vor (am andern Tag mailt Alain «weisst du noch, welcher Wein das war?»)

WIE SOLLTE ICH? Aber es ist tröstlich zu wissen, dass auch der jüngere Alain die Namen vergisst...

Seine Finger spielen mit den Autoschlüsseln. Er ist aus dem Elsass angefahren. Aus Vieux Ferrette.

Vor rund 40 Jahren hat er dort zusammen mit seinem Freund Martin ein Haus gekauft: «Wir hatten etwas Geld. Und wir suchten eine Bleibe im Elsass. Gute Freunde – der Schauspieler Adolph Spalinger und Hilde Ziegler – lebten in Leymen. Wir sassen damals oft bei der alten Mutter Bertelé in der Gaststube. Marie hat uns bedient...»

Ja – Madame Bertelé und Marie waren Menschen, die jungen Baslern das Elsass nahebringen konnten... Ihr habt also in Vieux Ferrette ein altes Bauernhaus gefunden?

«Ja. Es liegt am Waldrand. Das macht es im Winter zwar etwas dunkel... aber im Sommer geniesst man den kühlen Garten umso mehr... da sitzen wir dann mit unsern Gästen.» Und du bekochst alle?

«Ja, und zwar gern, und gern auch aufwendig. Das meiste Gemüse kommt aus dem Garten. Inzwischen pflanzen wir im Hochbeet. Du brauchst dich nicht mehr bücken und den Schnecken ist der Weg zu steil, sie lassen den Salat in Ruhe. Vis-à-vis können wir bei Bernard den Käse zum Dessert holen...»



Nichts ist übertrieben. Alain Claude Sulzer fühlt sich da zu Hause, wo er sein Bett, seinen Schreibtisch, seine Küche und seine Freunde hat. Foto Lucian Hunziker

Bernard Antony? «Genau. Er ist fast unser Nachbar. Besseren Käse kriegt man auch in Paris nicht.»

Wir erinnern uns beide an die Zeiten, als der Käse-Meister noch mit seiner Camionette durch die Dörfer kutschte und neben La vache qui rit und Brie auch Büstenhalter und Putzseife verkaufte. Selbst hier sieht Alain die Vergangenheit nicht sentimental – sondern betrachtet sie in der Retrospektive aus gewohnt cooler Distanz:

«... Da gab es in Ferrette doch diese schwarzhäarige Bäckerin, eine rassige Person, la femme du boulanger. Wie aus dem Film... ich begegne ihr heute noch im Supermarché... und der Konditor Blind mit seinem handgemachten Marzipan und dem luftigen Kugelhupf... Chez Welty, die Beiz mit den vielen Katzen, oder Madame Uffoltz, die schöne Metzgerin, die so jung Witwe wurde... und Madame Renk, die Gemüsehändlerin, bei der es freitags Fisch gab, nur eine Sorte namens Weissfisch. Damals fuhren die Einheimischen noch frühmorgens mit den fabrikeigenen Bussen zur Arbeit, nach Sochaux oder Laufen. Heute steigt jeder in sein eigenes «Automobile.»

Blieben wir am Herd. Deine Mutter war nicht das, was man eine Spitzenköchin nennen könnte. Ich habe in deinen Jugend-Erinnerungen von ihrem selbst gemachten Vermicelles-Dessert am Heiligen Abend gelesen. Das mag ja sehr aufwendig gewesen sein. Tönt aber doch nach verzuckertem Kleister.

«Sie war eine Frau aus der französischen Schweiz. Man würde erwarten, dass sie gut kochen konnte. Sie konnte kochen, aber Vergnügen machte es ihr nicht. Die Weihnachts-Vermicelles waren wirklich nur mit viel Rahm geniessbar...»

Wie hast du dir denn die Kocherei beigebracht?

«Die Kochbücher von Agnes Amberg, die die 80-Grad-Methode neu erfand, waren ein erster Schritt. Ich kannte sie nach kurzer Zeit fast auswendig. Ich habe andere Kochbücher gekauft und Rezepte nachgekocht, vor allem die von Eckart Witzigmann; das waren meine Kochlehrer. Ich habe mich an ihre Anweisungen gehalten, und alles gelang.»

Du hast aber auch Kochbücher geschrieben?

Er zögert: «Nein, ich habe zwei Anthologien mit Texten fremder Autoren zusammengestellt und Eckart Witzigmann gebeten, Rezepte beizusteuern. Es kam «Das literarische Menü» heraus.»

Witzigmann vom «3-Sterne-Aubergine» aus München?

«Ja. Aber damals war die Sache mit den Sternen schon vorbei. Witzigmann war wegen Drogenbesitzes ziemlich harter. Er hatte das Restaurant und die Sterne nicht mehr. Und zog sich zurück. Die Zusammenarbeit war allerdings schwierig. Versuch mal, einem Koch die richtigen Zutaten zu entlocken, wenn du nur per Telefon und Fax mit ihm korrespondieren kannst. Beim Teig fehlte das Mehl und beim Fisch der Rahm und manchmal fehlte gleich der ganze Fisch... Mit Heinz Winkler, dem Koch für den zweiten Band, lief es besser.»

Du warst auch Journalist – oder eigentlich Bibliothekar, der auch Artikel, Kritiken und Rezensionen geschrieben hat.

«Ich war vor allem Schriftsteller, der vom Schreiben leben wollte. Geschrieben habe ich schon früh. Mit knapp 30 erschien mein erstes Buch. Dann kamen einige mehr – es waren keine grossen Erfolge...»

... bis zum «perfekten Kellner».

«Ja. Es war eben auf Deutsch erschienen, und ich sass mit meiner Freundin Marthe Keller und einem irischen Regisseur in der Kunsthalle. Sie schwärmte von dem Buch, er wollte es lesen, konnte aber kein Deutsch. In London hat er einen Freund darum gebeten, das erste Kapitel zu übersetzen. Der hat seine Übersetzung zu Bloomsbury geschickt, wo der Kellner dann auch erschien. Meine «internationale Laufbahn» begann in der Kunsthalle. Der englischen folgte die französische Übersetzung...»

Und 2008 der Prix Médicis étranger aus Frankreich. Das ist schon fast ein Adelstitel in der Literatur...

«Das war etwas sehr Besonderes. Zumal solche Preise in Frankreich einen ganz anderen Stellenwert als hierzulande haben, auch wenn man dafür keinen Rappen kriegt... am Abend nach der Preisverleihung bogen sich die Tische im Hotel Lutétia unter dem Gewicht der Austern... und plötzlich grüsten mich alle in unserem kleinen Ort. Und selbst der Gärtner sagte mir: «J'ai acheté tous vos livres...»

Danach ging es rapide aufwärts. Du wurdest zum Bestseller-Autor – zur literarischen Grösse der Schweiz. Was haben der Preis – und später die vielen andern Auszeichnungen dir gebracht?

«Vor allem: Unabhängigkeit. Das heisst – eine gewisse finanzielle Sicherheit. Vorher musste ich das Einkommen mit Buchbesprechungen oder Übersetzungen aufpolieren. Ich habe das nur ungern gemacht. Beim Übersetzen kommt man den Autoren fast zu nah, beim Kritizieren verliert man Energie an fremde Werke, die durchaus gross sein können, oft aber den eigenen Ansprüchen oder Interessen nicht genügen. Damit aufzuhören, war eine grosse Erleichterung.»

Du lebst seit über 40 Jahren mit deinem Freund zusammen. Irgendwie sieht es nach der grossen Liebe aus. Du redest nie darüber, schreibst nicht darüber – aber alle deine Romanfiguren erleben diese grosse Liebe nur selten, eigentlich nie... irgendwie scheitern sie an den Beziehungen. Warum?

«Vielleicht weil gescheiterte Beziehungen interessanter zu beschreiben sind? Wer will schon Romane über glückliche Ehen lesen? Du etwa?»

Ja. Ich schon.

Die andern Gäste haben den «Stucki»-Garten längst verlassen. Wir sitzen nun beim Café. Sie bringen Friandises.

Magst du Luxus? Deine Romane spielen oft in grossen Luxus-Kästen. Und du schreibst deine Bücher dort.

Er winkt ab: «Zu mehr als ein paar Absätzen pro Aufenthalt reicht es selten. Natürlich kann ich mir das nicht im gleichen Stil leisten wie die Gäste, über die ich schreibe. Nebenbei: Der Protagonist mei-

nes nächsten Romans hat meines Wissens noch nie ein Hotelzimmer von innen gesehen. Früher haben die Menschen oft wochenlang in solchen Hotels gewohnt, oft in Begleitung ihres eigenen Personals. Die Zeiten sind ein für allemal vorbei... Klar – man beobachtet während einiger Tage Leute, von denen man nichts weiss. Statt sich unhöflicherweise nach ihrer Vergangenheit zu erkundigen oder den Concierge auszufragen, der sowieso schweigt, erfindet man sie eben...»

Aber im «Waldhaus» bist du immer wieder...

«Ja, regelmässig und sehr gerne. Ich lese dort aus meinen Büchern – bin also Teil des reichhaltigen Hotel-Kulturprogramms. Wer dort auftritt, erhält das Honorar in Form eines Aufenthalts – für zwei Personen, Halbpension. So kam es, dass «Postskriptum» aus einer Kurzgeschichte hervorging, die ich fürs «Waldhaus» geschrieben hatte. Daraus entwickelte sich schliesslich ein ganzer Roman und die Freundschaft zur Hoteliersfamilie, die bei der Recherche unendlich hilfsbereit war...»

Du beschreibst das Hotel und seinen Betrieb in jener Zeit sehr genau – auch die Gäste, wie Thomas Mann, der im «Kellner» als Julius Klinger auftritt...

«Ich hatte eben nicht nur Einsicht in die Gästelisten, sondern auch in die Anekdotensammlung von Urs Kienberger, einem der beiden Seniorchefs des Hauses. Im «Waldhaus» haben immer «grosse Leute» aus der Kultur gewohnt. So eben auch Thomas Mann. Hermann Hesse hat insgesamt 365 Tage seines Lebens dort verbracht. Während der Zwischensaison hat Abbado im ungeheizten Hotel mit Benedetti Michelangeli ein Klavierkonzert geprobt. Die Familie von Luchino Visconti, den ich im «Postskriptum» als Nebenfigur eingebaut habe, hat während Jahren mehrere Suiten gebucht...»

Aber auch das «Grandhotel Giessbach», in dem der «Kellner» seiner Arbeit nachgeht, wird glasklar in jener Zeit beschrieben und...

Er zwinkert: «Das ist ein Fake, wie er in der Literatur zulässig ist. Zur Zeit, in der mein Roman spielt, war das «Giessbach» eine Unterkunft für Offiziere. Ziemlich heruntergekommen...»

Es gäbe noch tausend Fragen – ob er wirklich an einem neuen Opernprojekt arbeite.

«Alles noch nicht spruchreif...»

Ob er sich in Berlin oder in Basel zu Hause fühle. Oder doch mehr im Elsass?

«Ich fühle mich da zu Hause, wo ich meinen Schreibtisch, mein Bett, meine Küche und meine Freunde habe; im Elsass kommt der Garten dazu. Was Basel angeht, habe ich in dem kleinen Buch, das soeben in einer aktualisierten Auflage bei Schwabe erschienen ist und ganz einfach «Basel» heisst – in Worte zu fassen versucht, was mir an dieser Stadt wichtig ist. Auch was mir weniger wichtig ist, zum Beispiel das Zürich-bashing. Über seine Heimatstadt zu reden, ist das eine, darüber zu schreiben ist schon etwas schwieriger...»

Es ist längst Abend. Gregory bringt uns zum Ausgang. Da wäre noch etwas: Schwelbe dir bei der Person des «perfekten Kellners» der alte «Ernest» in der Kunsthalle vor? Du weisst schon: Derjenige, der bei den alten «Frühs» stets die Weisswein-Karaffen zwischen den Pflanzen in den Trennwänden versteckt hat, um sich dann und wann zu bedienen. Ich musste sofort an ihn denken.

«Ja. Als Kellner-Figur hab ich an ihn gedacht. Bloss, dass er wohl nicht schwul war... Wie mein Ernest war er aber Franzose. Und wie in der Kunsthalle gibt es im Roman einen hellen und einen dunklen Teil.»

HAST DU MAL GEKELLNERT?

Er lacht laut: «Ein einziges Mal. An einem der Käse-Degustations-Abende von Antony. Da hat mich ein Gast gefragt: «Können Sie auch einmal ein freundliches Gesicht machen...?» Die Aussage war deutlich. Meine Karriere als Kellner beendet.»

Letzte Frage: Glückliche? Langes Warten. Dann: «Ich kenne den Zustand. Er ist immer nur von kurzer Dauer. Wer dauerhaft glücklich sein möchte, braucht einen guten Apotheker. Und einen Arzt, der ihm das richtige Medikament verschreibt.»

## Was Alain Claude Sulzer mag

**Er mag:** Kochen, den Garten und Hotelkästen, Geschichte(n) schreiben.  
**Er mag nicht:** Kitsch, Zürich-Bashing und Willisauer-Ringli.